

giösen Gruppen eingreifende Staat ist also diejenige Form des Verhältnisses von Staat und Kirche, die den kulturellen Gegebenheiten Indiens entspricht.

Hellmuth Hecker

Res Novae — Dritte Welt

Europäische Verlagsanstalt,
Frankfurt am Main

„Res Novae — Dritte Welt“ ist der vielversprechende Titel einer neuen Serie der Europäischen Verlagsanstalt, von der dem Rezessenten drei im Jahre 1968 erschienene Bände vorliegen:

JEAN CHESNEAUX

**Vietnam — Geschichte und Ideologie
des Widerstandes**

GIOVANNI BLUMER

**Die chinesische Kulturrevolution
1965/67**

DONALD SEGAL

Die Krise Indiens

Die Thematik dieser Reihe scheint also sehr aktuell zu sein und wirklich „neue Dinge“ anzusprechen, und allein schon die äußere Erscheinung dieses neuen Verlagsproduktes, dem Victor Vasarély ein unverkennbares und faszinierendes Gesicht gegeben hat, läßt den Leser mit großen Erwartungen zu diesen Bänden greifen.

Da ist zunächst die Arbeit von Chesneaux über eines der existentiellen Themen unserer Gegenwart, den Vietnam-Krieg. Und bereits bei diesem Band muß man den Verlag nach den Zielen seiner Politik fragen. Wer Jean Chesneaux, den führenden Vertreter der gegenwartsbezogenen Chinaforschung Frankreichs, kennt und persönlich erlebt hat, weiß, daß er kein Anhänger einer werturteilsfreien bourgeois Wissenschaft ist, sondern jederzeit als kompromißloser „homo politicus“ auftritt. Als solchem kann es Chesneaux nicht genügen, nur mit fundierten Werken Mehrer des Wissens zu sein; vielmehr muß er es als seine Pflicht ansehen, zu den Seinsfragen unserer Zeit mit aufrüttelnden Pamphleten Stellung zu neh-

men. Und um ein solches handelt es sich bei vorliegender Studie.

Die Chesneauxsche Beurteilung des Vietnam-Konfliktes richtet sich an eine Öffentlichkeit, für die Dien Bien Phu zur nationalen Geschichte gehört und die daher die Aussagen des Autors einzuzuordnen versteht und sich aus eigener nationaler Anschauung damit auseinanderzusetzen vermag. Ein deutscher Leser, der diese südostasiatische Erfahrung nicht besitzt, bedarf jedoch in erster Linie der objektiven Information. Eine solche vorzulegen, die von deutschen Autoren aus Gründen weitgehender Unkenntnis und von amerikanischen Autoren auf Grund des amerikanischen Engagements nicht erwartet werden kann, wäre eine Aufgabe des Verlags gewesen. Gerade eine Kritik des amerikanischen Einsatzes in Vietnam, der sich der Rezessent anschließt, sollte nicht von anti-amerikanischen Ressentiments getragen sein, sondern sich wissenschaftlicher Objektivität befleißigen, die man eben von einem an eine kritische und urteilsfähige Öffentlichkeit gerichteten Pamphlet nicht erwartet. So glaubt beispielsweise der Rezessent einfach nicht an die von Chesneaux angesprochenen „amerikanischen Pläne des Völkermords“ (S. 46) oder daran, daß die USA „den Krieg Frankreichs in Indochina voll und ganz unterstützte“ (S. 92).

Zur Zeit der Genfer Konferenz von 1954 war die amerikanische Politik sehr entscheidend von der Europapolitik und der Rücksichtnahme auf Frankreich bestimmt, weshalb die USA, wenn auch beklagenswert genug, so doch ohne diabolische Hintergedanken in den Vietnam-Krieg hineinschlitterten. Der amerikanische Außenminister Dulles warf Nationalismus, Neutralismus und Kommunismus in einen Topf, und keine amerikanische Regierung war seitdem bereit, Irrtümer ihrer Südostasienpolitik einzugestehen und zu korrigieren. Aber es war tatsächlich eher Naivität, als kalte Weltoberungsplanung, der wir das ausweglos erscheinende Vietnam-Dilemma zuzuschreiben haben.

Trotz dieses, allerdings grundlegenden Einwandes gegen Chesneauxs Darstellung müssen jedoch einige Aussagen der

Studie herausgestellt werden. Vor allem die aus der historischen Diskussion herausgeschälte Einheit Vietnams wird in unserer von der Ideologie der Teilung verblendeten Vietnam-Berichterstattung nicht gesehen. Daß in Vietnam nicht ein südvietnamesisches gegen ein nordvietnamesisches Volk, sondern das vietnamesische Volk gegen die Kräfte der Vergangenheit kämpft, ist eine Aussage, die den wenigsten Vietnam-Berichterstattern bewußt ist.

Chesneaux hat auch recht, wenn er darauf hinweist, daß bisher kein Wissenschaftler in Amerika es für nötig gefunden zu haben scheint, die soziologischen Folgen der Entwicklung in Vietnam zu untersuchen (S. 53). Gerade diese sich mit jedem Tage der Fortsetzung des Krieges ausweitende Lücke unseres Wissens um die Auswirkungen des Krieges läßt jede Aussage über dessen Sinn nur um so zweifelhafter erscheinen.

Über das Vietnam-Thema hinausgreifend, stellt Chesneaux schließlich den Krieg als ein Beispiel für die Unfähigkeit unserer modernen Gesellschaft hin, mit ihren selbst gerufenen Geistern des Fortschritts, mit dem Widerspruch zwischen Technologie und Gesellschaft, fertig zu werden (S. 148 ff.).

Von den oben angeführten grundsätzlichen Bedenken abgesehen, hätte der Autor noch mehr Glaubwürdigkeit errungen, wenn er es vermieden hätte, in einigen seiner Behauptungen zu leichtfertig vorzugehen.

Wenn er beispielsweise von „guten dokumentarischen Studien“ über den chemischen Krieg der USA berichtet, die von der „Schweizer Gesundheitszentrale“, also doch offenbar einer zumindest offiziösen Instanz, herausgegeben worden sein sollen, die sich jedoch in der Anmerkung als „Nationales Schweizer Hilfskomitee für Vietnam“ entpuppt (S. 152); wenn er der Meinung ist, die Operation „Junction City“ „vorstehend (d. h. S. 137 f.) genau analysiert“ zu haben (S. 165), wo der Leser jedoch nur einige vagen, nicht im entferntesten an eine Schlachtenanalyse erinnernde Verlustangaben findet; oder wenn er die auch in der Presse des angegebenen Zeitraumes vermutete Existenz

eines im April 1967 abgeschlossenen „Dreiervertrages zwischen Vietnam, der UdSSR und China“ als sicher behauptet, ohne uns gerade zu diesem interessanten Thema eine allerseits dringend erwünschte, verlässliche Quelle zu nennen, dann darf es ihn nicht verwundern, wenn man ihm mit Mißtrauen begegnet.

Nicht zu vertreten hat der Autor dagegen vermutlich die — gelinde gesagt — oberflächliche redaktionelle Betreuung seiner Arbeit durch den Verlag. Obwohl beispielsweise der Autor (oder der Übersetzer?) für die Anwendung des heute offiziellen Pinyin-Systems für die Transkription chinesischer Namen eintritt, hält er sich selbst absolut nicht daran. So sagt man dem Leser in der Fußnote S. 26, daß es heute Guo-min-dang und nicht Kuo-min-tang heiße, auf S. 142 liest man jedoch Kuomintang.

Der Präsident Nationalchinas muß es sich sogar gefallen lassen, als Tchan-kai-Chek (S. 33), Tchiang Kai-chek (S. 73) und als Tchiang-Kai-chek (S. 79) auftreten zu müssen; die Pinyin-Schreibung wäre: Jiang Jieh-shi. Ähnlich tritt der nordvietnamesische Präsident als Hochi-Minh (S. 32), als Ho Tschi Minh (S. 161) und als Ho Tschi-Minh (S. 163) auf. Die Marianen-Insel Guam wird zu De Guam vietnamisiert (S. 149); aus Wolfram (Tungsten) wird Tungstein (S. 93, Fußnote 3); das Hauptquartier der Kommunistischen Partei Chinas während des Krieges wird zwar in Pinyin richtig Yanan geschrieben, doch sollte hier wohl eher — in der Fußnote S. 26 als „durch Gewohnheit gefestigte Ausnahme“ anerkannt — die Schreibweise Yenan stehen. Der (S. 138) erwähnte Wald dürfte aus Teak-Bäumen bestanden haben, die nichts mit dem Shakespeare-Übersetzer Tieck zu tun haben, und die Partei U Nu's heißt in gegenwärtig geltendem Englisch „Anti-Fascist People's Freedom League“ (und nicht wie S. 73 Anti-Fashist Peoples Freedom Ligue).

Das Thema, zu dessen Veröffentlichung sich der Verlag entschlossen hat, ist zu ernst, als daß er zulassen sollte, seine Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen, wenn er die hier offensichtliche Schlu-

derei zuläßt, die im zweiten vorliegenden Band noch übertroffen wird. Wenn der Autor dieses Buches trotz seines China-Aufenthaltes Aussprache und Transkription chinesischer Namen offensichtlich nicht begriffen hat, so muß doch der Verlag es verantworten, wenn er seinen Lesern das heilloste Durcheinander zumutet, das uns bisher auf diesem Gebiet untergekommen ist. Ohne den Anspruch der Vollständigkeit erheben zu wollen, sei auf folgendes hingewiesen:

Es muß heißen Lu Tung-yi oder Lu Ting-i, nicht jedoch Lu Ting-y (S. 37, 66, 83, 162). Ebenso heißt es Chen Yi, wie richtig in Fußnote 24, S. 126, nicht jedoch Chen Y (S. 60, 229, 356). Die Gattin Mao Tse-tungs heißt Chiang Ch'ing (oder Jiang Ching), nicht jedoch — der Entscheidung des Lesers überlassen — Tschang Tsching (S. 61, 83) oder Tschiang Tsching (S. 367, Fußnote 18). Stellvertretender Kultusminister war Shih Hsi-min und nicht Shih Hi-min (S. 66).

Die berühmten Abendgespräche haben am Yenshan, nicht am Yangshan (S. 72) stattgefunden. Chou Yang (oder Zhou Yang) wird in Fußnote 36, S. 80, richtig geschrieben; weiß der Leser, daß er identisch ist mit dem auf der gleichen Seite erwähnten Tschu Yang oder mit Chen Yang (S. 162)?

Die Hauptstadt von Chekiang ist Hangchou, aber nicht Handschow (S. 121, 165, 355), Handchou (S. 288) oder Hanchow (S. 354). Yenan liegt in der Provinz Shensi, nicht in Shansi (S. 151). Bei Kang Scheng (S. 161), Kang Shen (S. 162) und Kang Schen (S. 265) handelt es sich jedesmal um Kang Sheng (oder Gang Sheng). Ebenso ist Tao Chu (S. 162, 323; besser: Tao Chu oder Tao Zhu) und Tao Tschu auf der gleichen Seite identisch. Die „Roten Garden“ heißen Hung Wei Bing (nicht Hung Wei Bin), und Rückzugsgebiet der chinesischen Kommunisten vor dem Großen Marsch war der Chingkangshan (Jinggangshan), der dem Leser einmal als Chinghanschan (S. 199), ein andermal als Tschinghanschan (S. 272) präsentiert wird. Die Marschälle Yeh Chien-ying, Hsü Hsiang-ch'ien und Nieh Jung-ch'en treten in unverständlichen Transkriptionen als Y Chien-ying, Hsü Shang-chien und Nieh Yung-ts'en auf (S. 229). Eine führende Gestalt in der Kulturrevolution war Chang Ch'un-ch'iao; dem Leser wird zugemutet, diesen sowohl als Chang Chung-tschiau (S. 244) als auch als Tschang Chun Tschiao (S. 253) wiederzuerkennen.

Unter Tayuan (S. 250, 269, 288) muß man wohl T'aiyüan suchen; Kweijang (S. 288) ist Kueiyang, die Hauptstadt der Provinz Kueichou, für die uns die Lesarten Weichow (S. 288, 359), Kweitschow (S. 296) oder Kweitchow (S. 332) angeboten werden. Wem bei Kwantung (S. 289, 312) die in den 30er Jahren in Nordost-China operierende japanische Kwantung-Armee einfällt, sei darauf hingewiesen, daß die südchinesische Provinz Kuangtung gemeint ist.

Der KP-Sekretär von Szechuan heißt weder Li Tsing-chian (S. 318, 319, 321), noch Li Tsing-chien (S. 321, Fußnote 3), sondern Li Ching-ch'üan. Ch'en Po-ta erscheint auf ein und derselben Seite als Tschchen Po-ta und als Chen Po-ta (S. 355), und für Chiang Kai-shek wird hier die Schreibung Tschang Kai-scheck erfunden (S. 375).

Diese Aufzählung mag kleinlich erscheinen. Da jedoch chinesische Begriffe und Namen letztlich nur eindeutig erkennbar sind, wenn ihre Zeichen beigegeben werden, sollte doch wenigstens — wenn das nicht möglich ist — die Transkription einheitlich sein. Übrigens erscheint

die „Renmin Ribao“ nur chinesisch, so daß man also aus ihr keine französischen Zitate herauslesen kann (S. 118).

Der seit langem erwartete Parteikongreß ist der 9. und nicht der 8. (S. 367). Wenn der Verfasser die „Chinaspezialisten vom Dienst“ als die „eifrigen Gärtner“ in den „Niederungen der politischen Halbbildung“ bezeichnet, die „sich in keiner Weise um eine objektive Erfassung ihres Aufgabenbereiches“ bemühen (S. 6), so wissen sie doch wenigstens, wie sie mit ihrem Handwerkszeug umzugehen haben. Im vorliegenden Falle scheint jedoch tatsächlich einmal der Bock an die Stelle des Gärtners getreten zu sein, was jene „Niederungen der politischen Halbbildung“ in die ernsthafte Gefahr bringt, der Wege durch den Dschungel Kulturrevolution überhaupt verlustig zu gehen.

Der Verlag verspricht uns nach der Lektüre dieses Buches auf dem Umschlag Schlüsse, die „einige — vielleicht heilsame — Verblüffung auslösen“ werden. Der Rezensent, immer um sein Heil bemüht, hat vergeblich auf den 400 Seiten des Buches eine verblüffende Aussage gesucht. Gewiß, er war verblüfft, zu erfahren, daß „die beträchtlichen (ökonomischen) Mittel, die während der Kulturrevolution verbraucht wurden, Symptom eines gewissen, wenn auch bescheidenen Überschusses“ sein sollen (S. 230) oder daß „die Produktion und die Landwirtschaft, auch nach dem Urteil maßgeblicher westlicher Wirtschaftsexperten (welcher?), während der Kulturrevolution nicht zu leiden hatten“ (S. 324). Doch haben wir keine Zahlenangaben, um den Verfasser hier exakt zu widerlegen. Aber mindestens bleibt er uns die Erklärung schuldig, warum die chinesischen Außenhandelszahlen nach Jahren des steigenden Trends wieder zurückgegangen sind oder warum beispielsweise wiederholt dazu aufgerufen wird, die Produktion zu schützen (vgl. z. B. Brief des ZK der KPCh vom 18. 3. 1967).

Verblüfft ist man auch darüber, daß der Autor offenbar weiß, was bei verschiedenen Konferenzen der chinesischen Führungsgremien gesagt wurde. So berichtet er, was P'eng Chen wört-

lich gesagt haben soll (S. 48), oder er zitiert eine Äußerung Maos im Wortlaut, die dieser seinen Mitarbeitern gegenüber getan hat (S. 61 f). Eine Quelle, die es vielleicht in dem unübersehbar gewordenen Meer der Materialien über die Kulturrevolution gibt, wird jedenfalls nicht genannt.

Was bleibt, ist eine gute chronologische Darstellung der Kulturrevolution, deren Glanzpunkte die Schilderung jener Ereignisse sind, denen der Autor unmittelbar beigewohnt hat. Es fehlt jedoch jede Art von Analyse. Der Leser erfährt nicht, gegen wen sich die Kulturrevolution eigentlich richtet und was das Establishment in China ist. Die ständige Wiederholung der „kapitalistischen“ Ziele Liu Shao-chis oder die trockene Erörterung des „Ökonomismus“ erklären jedenfalls die Hintergründe nicht. Vielleicht ist der Schlüsselsatz jener, der sich auf S. 138 findet, nach welchem an einer der Pekinger Hochschulen „die Emotionen frei gemacht (wurden) durch die sachliche Auseinandersetzung mit den Vorgängen, die sich an Ort und Stelle abspielten“. Wenn sachliche Auseinandersetzung nicht das Ziel einer Klärung hat, sondern Emotion frei machen soll, so reicht die vorliegende Studie allerdings aus.

Der Verfasser scheint den Widerspruch nicht zu empfinden, oder er will es nicht. Die chinesische Kulturrevolution als Vorbild zahlreicher Studentenrevolten außerhalb Chinas — hier wird ein Zusammenhang deutlich, dessen Vertretern nicht daran gelegen ist, die eigentliche Wurzel der Kulturrevolution bloßzulegen. Wer diese kennenlernen will, hat mehr vom Studium der Dokumente, wie sie beispielsweise in einer neuen Sammlung des Union Research Institute vorliegen (CCP Documents of the Great Proletarian Cultural Revolution 1966—1967; Hongkong 1968) als von der Lektüre dieses letztlich oberflächlichen Buches.

Erfreulicher ist der dritte Band, in welchem dem Leser Indien in Geschichte und Gegenwart vorgestellt wird. Manchem Indienfreund wird die Kritik des Autors an den ökonomischen, sozialen,

innenpolitischen und religiösen Verhältnissen des heutigen Indien nicht behagen. Sie erfüllt ihren Zweck, wenn sie ein erneutes Nachdenken über das Phänomen Indien anregt. Leider — und auch dies wiederum ist Schuld sowohl des Autors als auch des Verlegers — kann man dieses Buch nun nicht mehr als eine „res nova“ ansehen. Der Autor war in den Jahren 1962/63 in Indien und schrieb das Buch, das 1965 im englischen Original erschien, Mitte 1964. Zwar sagt er uns im Vorwort, daß er keinen Anlaß habe, seine damalige Vorstellung zu korrigieren. Wer jedoch so aktuelle Informationen bringt wie er, muß sich gefallen lassen, daß man ihn nach der heutigen Lage und danach fragt, wie er im einzelnen seine fortbestehende Skepsis, die hier gar nicht in Frage gestellt werden soll, begründet. Der Autor steht noch mitten im 3. Fünfjahresplan Indiens, der jedoch bereits im Jahre 1966 ausgelaufen ist. Es ist das gute Recht des Autors, im Juli 1968 zu fragen, „ob ein System, das so lange das Nebeneinander von Überfluß und Hunger zuläßt, das die Erzeugung des Mangels durch private Manipulationen mit Angebot und Preisen nicht nur erlaubt, sondern ermutigt, ob ein solches System nicht noch die vielversprechendsten Neuerungen nur zur noch räuberischeren Ausbeutung benutzen wird“ (S. 6). Neuerungen im ökonomischen Bereich sind aber heute unter anderem vom neuen Planungschef D. R. Gadgil zu verantworten, den der Autor verschiedentlich als Kronzeugen für seine eigene Indienkritik anführt (S. 141, 314, 320), dem er aber offenbar in seinem Vorwort nicht mehr traut. Der Leser hätte gern eine Stellungnahme dazu erfahren.

„Die Auflösung Indiens in mehrere Staaten ist eine viel realere Perspektive als noch vor fünf Jahren“, schreibt Segal im Vorwort Juli 1968 (S. 5). Angesichts der jüngsten Wahlergebnisse von Anfang 1969 in einigen Bundesstaaten glaubt man auch dies dem Autor. Aber statt lesen zu müssen, daß „der heutige Premierminister“ Lal Bahadur Shastri heißt (S. 272), hätte man doch gern erfahren, was die bereits

mehrere Jahre währende Ministerpräsidenschaft Frau Indira Gandhis für die Lage der Nation bedeutet.

Die Politik Sukarnos gegenüber China im Vergleich zur indischen Chinapolitik als besonders klug hinzustellen (S. 293 f), erscheint seit dem 30. September 1965 ebenfalls als fragwürdig. Hätte etwa auch Sukarnos Wirtschaftspolitik den Indern Vorbild sein sollen? Auch der Vergleich mit China liest sich nach der Kulturrevolution anders als im Jahre 1964 oder 1965, als die chinesische Wirtschaft sich von den Rückschlägen des „Großen Sprungs“ erholt hatte und deutliche Zeichen des Wachstums erkennen ließ.

Hätte der Verlag den Autor aufgefordert, ein zusätzliches Kapitel „Indien unter Indira Gandhi“ zu schreiben und sich nicht mit einem zweiseitigen Vorwort begnügt — er hätte vielleicht aufrüttelnd wirken können; denn Segal nennt zahlreiche Probleme Indiens beim Namen. Je aktueller ein Stoff jedoch ist, desto eher wird er Geschichte, und diesem Schicksal ist auch das vorliegende Buch nicht entgangen.

Bernhard Großmann

LEO HUBERMANN, PAUL M. SWEENEY
Kuba — Anatomie einer Revolution
Deutsch 1968, 232 Seiten

In der Sammlung der „res novae“ — dritte Welt“ bringt die Europäische Verlagsanstalt einen weiteren Beitrag zu der anschwellenden Literatur über die kubanische Revolution, Fidel Castro und Ché Guevara.

Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Englischen (Originaltitel: „Kuba — Anatomy of a Revolution“ — herausgegeben bei „Monthly Review Press, New York“, 1960) einer im Jahre 1960 erfolgten Veröffentlichung. Die beiden Autoren legten damals ihre Eindrücke von der ersten Phase der Kubarevolution nieder aufgrund zweier 3-Wochen-Reisen im Jahre 1960. Es bleibt ein Rätsel, was sich der Verlag dabei gedacht hat, diese Darstellung im Jahre 1968 als res nova herauszubringen. Tatsächlich beschränkt sich die Darstellung

ausschließlich auf die Ergebnisse der Reise 1960, ohne Hinweise auf die nun gerade interessierende weitere Entwicklung.

Die Autoren bezeichnen sich selbst als „alte amerikanische Linksveteranen“. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn ihre Darstellung lediglich die Ideenwelt Fidel Castros wiedergibt, der sich auf seinen Vorfänger José Martí und dessen Kampf gegen den in Kuba seinerzeit besonders harten US-Imperialismus stützt. Die Darstellung schildert anschaulich den dornenvollen Weg Fidel Castros mit seiner revolutionären Heilslehre, seinem Charisma, seinem Durchstehvermögen und der Durchschlagskraft seiner Argumente, was alles ihn zum Sieg über das allzu korrupte Regime Batista geführt hat. Die Darstellung ist allerdings subjektiv einseitig und insgesamt ein kritikloses Loblied auf Fidel Castro mit nahezu naiv anmutenden Vorschußlorbeeren. Es fehlt jegliche Fragestellung darüber, wie lange der erste revolutionäre Schwung anhalten könnte oder ob er ausreicht, der vielen materiellen Schwierigkeiten Herr zu werden. Durch diese Einschränkung vermindert sich der Wert der Schrift erheblich.

Es ist heute keine Neuigkeit mehr, mit welchen neuen revolutionären Methoden und radikalen Mitteln Fidel Castro im weiteren Verlauf auf manchen Gebieten große Erfolge erzielt hat, so vor allem in der Alphabetisierung und im Gesundheitswesen; ebenso aber hat Castro nicht nur die obersten Schichten, sondern auch die mittelständische Bürgerschicht rücksichtslos enteignet, vertrieben und ausgerottet zur Errichtung einer totalitären kommunistischen Diktatur. Bei seinen Maßnahmen konnte Castro an einen Stand anknüpfen, den es in dieser Form in Iberoamerika kaum so gibt wie in Kuba, nämlich das Landarbeiterproletariat aus Zuckeranbau und -industrie, das immer nur saisoneweise Beschäftigung fand. Ein Vergleich mit dem übrigen Iberoamerika verbietet sich auch aus rassischen Überlegungen. In Kuba leben nur Weiße, Mulatten und Neger; das viele Länder Iberoamrikas beherrschende und ganz anders